

Ein „unzeitgemäßer“ Pastoraltheologe – Erinnerung an Hans Schilling (1927 – 2000)

Für eine Überraschung war er immer gut: im Guten, im Menschenfreundlichen seines Umgangs mit den Mitarbeitern, Freunden und Kollegen, im unkonventionellen theologischen Denken, zuletzt – leider – auch mit seinem völlig unerwarteten Tod am 17. Mai 2000. Er riss Hans Schilling aus einer Lebensphase, die ihn zwar mit einer schweren Augenerkrankung belastete, aber geistig top-fit und nach wie vor an Gott, Kirche und Welt interessiert (und manchmal auch leidend) zeigte – wahrlich gerontologisch noch längst kein „old old“, wie er, ausgewiesener Kenner der Altersforschung, scherzhaft gern bemerkte.

Hans Schilling, von 1972 bis 1994 Inhaber des Lehrstuhls für Pastoraltheologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München, war kein Vielschreiber; „publizistische Schnellschüsse“ liebte er nicht. Von daher ist er, der sich keiner Schule zuzählte, auch selber keine begründete, jüngeren KollegInnen wohl nicht so präsent wie klingendere Namen der Zunft. Deshalb möchte ich wichtige Stationen seiner wissenschaftlichen Vita, seines pastoraltheologischen Denkens in Erinnerung rufen und halten.

1927 in Stuttgart geboren, nach dem Theologie-Studium in Tübingen 1951 zum Priester der Diözese Rottenburg geweiht, begann Schilling nach kurzer Seelsorgetätigkeit (und nicht ohne Widerstände) sein Zweitstudium der Pädagogik. Er folgte damit, Jahre vor dem Vaticanum II, dem deutlichen Gespür, die Theologie, die Praktische zumal, müsse sich, wenn sie den Menschen wohltun wolle, der Anthropologie und den Wissenschaften vom Menschen zuwenden. Diese „Wende“ wird sein ganzes Denken prägend durchziehen, zunächst religionspädagogisch (seit 1958 an der PH in Eichstätt, seit 1968 in München-Pasing), dann auf dem Feld der Pastoraltheologie.

Schon der Erstling, die Dissertation *„Bildung als Gottesbildlichkeit. Eine motivgeschichtliche Studie zum Bildungsbegriff“* (Freiburg 1961), setzt hier Maßstäbe und markiert zugleich das Leitmotiv, das „Lebensthema“, das auch Ehrenfried Schulz in seiner Ansprache bei der Trauerfeier aufgriff: „homo imago Dei“ – der Mensch als Bild und Ebenbild Gottes. In der ihm eigenen, manchmal fast pedantischen Gründlichkeit und Präzision geht Schilling den spannenden Schicksalen nach, wie sich der biblische „Bild“-Gedanke und die jeweilige „Bildungs“-Idee einer Zeit geschichtlich miteinander ver- und entschränkten auf dem langen Weg von der Patristik über die Hochmystik, die Romantik und den deutschen Idealismus bis in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts, wo nur noch Spuren dieser innigen Verbindung zu finden sind. Konsequenter verfolgt die Studie ihr Ziel einer genuin christlichen, d.h. christozentrisch fundierten Bildungstheo-

rie, indem sie – wohl ziemlich unzeitgemäß – die alte, „biblisch-elementarmystische“ Imago-Lehre als Grundlegung wieder ins Spiel brachte. Von heute aus gesehen, haben wir es – neben der wieder entdeckten Rolle der „Bildung“ überhaupt – mit der Beschreibung einer schleichenden Entchristlichung und „Säkularisierung“, bezogen auf den Bildungs-Topos, zu tun. Nimmt man die Hinweise ernst (etwa die Entwicklung von Meister Eckhart zu Hegel oder gar Fichte!), dann wird man auch sensibilisiert für denkbare Gefahren, die im gegenwärtigen „Mystik“- und Mystagogik-Boom liegen können; mit Schilling ist nach 40 Jahren (erneut unzeitgemäß?) an die christförmige Basis christlicher Erziehung für „erzieherische Diakonie“ (!) zu erinnern. An seinem programmatischen „Standpunkt“, „der es an glaubensmäßiger Entschiedenheit so wenig wie an wissenschaftlicher Redlichkeit fehlen lässt“, lässt er jedenfalls keinen Zweifel.

Unzeitgemäß dann – nach Meinung von Fachleuten – auch die Habilitationsschrift „*Grundlagen der Religionspädagogik*. Zum Verhältnis von Theologie und Erziehungswissenschaft“ (Düsseldorf 1970), die zwar (u.a. von Karl Rahner her) eine relationale, theologisch-anthropologische Fundierung leistete, aber zeitlich in die empirische und gesellschaftswissenschaftliche Wende des Fachs hineingeriet und darin unterging. Neuartig war jedoch die dialogische Verschränkung von Theologie und Pädagogik, die im Interesse der zwiefachen Bedürftigkeit des Menschen – seiner Bildungs- und Heilsbedürftigkeit – adressatengerecht zusammenwirken müssen.

Damit ist bereits früh ein zweites, durchgängiges Motiv und Thema in Schillings Werk angeschlagen: Die Sorge um die umfassende Bedürftigkeit auf allen Ebenen und Dimensionen des menschlichen Lebens treibt Schilling konsequent auch auf allen Feldern seiner Pastoraltheologie voran, sei es Seelsorge, Gemeinde oder alte Menschen in der Kirche. Pointiert zusammengefasst findet sich dieser „bedürfnistheoretische“ Ansatz in dem späten Essay „*Seelsorge zwischen wahren und falschen Bedürfnissen*“ (MThZ 39 [1988] 1-22).

Dass sowohl die (heils)bedürftigen Menschen wie das pastorale Handeln der Kirche nie im luftleeren Raum schweben, sondern in wechselseitiger Abhängigkeit mit der gesellschaftlich-kulturellen Wirklichkeit stehen, bildet ebenso einen *cantus firmus*; ein Niederschlag davon war: „*Pastorale Praxis im gesamtgesellschaftlichen Kontext*“ (in: H. Fleckenstein u.a. [Hg.], Ortskirche – Weltkirche, Festgabe für Julius Kard. Döpfner, Würzburg 1973, 507-527). Hier leuchtet – neben der frühen Kritik an fragwürdigen pastoralen Folgerungen aus dem Säkularisierungs-Paradigma! – das bleibende Interesse an den sog. „kirchlich Distanzierten“ und, daraus folgend, das entschiedene Plädoyer gegen jeden Rigorismus und für eine „offene Seelsorge“, einen „offenen Religionsunterricht“ und für mehr und gründlichere pastoralpsychologische Ausbildung auf.

Ganz unzeitgemäß wagte dann Schilling 1975 seine „*Kritischen Thesen zur 'Gemeindekirche*“ (Diakonia 6 [1975] 78-99) in den Ring der damals heiß entbrannten Debatte zu werfen: Ein bewusst provokanter Einspruch, nicht zuletzt im Namen der distanzierten Kirchenmitglieder und ihrer „fremden Heimat Kirche“; ein absichtlich einseitiger

Wurf, für den Schilling seinem eigenen schmerzlichen Eingeständnis nach von der falschen Seite Prügel bezog bzw. Lob einheimste. Auch nach einem Vierteljahrhundert sind die hier benannten Gefahren ekklesiologisch wie sozialpsychologisch beherzigenswert, auch wenn sich seither in der Gemeindelandschaft vieles verändert hat.

Kaum überholt in ihrer kritisch-analytischen Schärfe sind auch Aufsätze, die sich kommunikationswissenschaftlicher oder soziologischer Konzepte bedienen: „*Theologische Wissenschaft und kirchliches Lehramt. Erwägungen zur Therapie einer kranken Beziehung*“ (Stimmen der Zeit 198 [1980] 291-302); „*Von Beruf 'Seelsorger'*. Zum Problem gemeinsamer Berufsidentität von Klerikern und Laientheologen im pastoralen Dienst“ (Diakonia 11 [1980] 306-316; „*Geben und Nehmen. Ökonomische Aspekte der pastoralen Beziehung*“ (Theologie der Gegenwart 23 [1980] 43-49).

Eine letzte Unzeitgemäßheit dieses rundum gebildeten, besonders auch literarisch versierten Praktischen Theologen betrifft schließlich die Altenpastoral – und zwar einfach, weil Schilling dieses heute etablierte Thema bereits anfangs der 70er Jahre für die Seelsorge entdeckte und in Vorlesungen und Seminaren aufgriff, zu einem Zeitpunkt also, da wohlmeinende Fachkollegen sein Interesse an Gerontologie und kirchlicher Altenarbeit nur milde belächelten oder gar einen „Rückzug“ von der religionspädagogischen Front in die pastorale Etappe unterstellten. „Unzeitgemäß“ war Schilling, wie er gelegentlich beklagte, hier allein darin, dass er sich – ob seiner Gründlichkeit und seines hohen Anspruchsniveaus – so schwer tat mit dem Schreiben und Publizieren. So gab es schließlich 1985 zwar die „*Kritischen Thesen zur Altenpastoral*“ (Diakonia 16 [1985] 240-248), die komprimiert und knapp wichtige Einsichten boten, doch sollte es dann noch ganze 12 Jahre brauchen, bis Hans Schilling, inzwischen emeritiert, als „Längsschnitt“ und „Quersumme“ seiner jahrzehntelangen eigenen Forschung und Gerontologie-Rezeption quasi zu seinem 70. Geburtstag sich endlich das „Alters“-Kompendium schenken konnte: „*Der Menschen Schönheit Ende? Voraussetzungen, Bedingungen und Maßstäbe kirchlicher Altenarbeit*“ (München 1997). Der Reichtum dieser abgerundeten, durchgekneten geronto-pastoralen Fundgrube ist hier nicht auszubreiten; es sei lediglich an eine, bislang unerwähnt gebliebene Spur erinnert, die Schillings Denken und Arbeiten durchzieht und sich auch hier niederschlägt: in seinem Anliegen, inmitten und trotz der starken Altersstereotypen, die er in Bibel und Tradition freilegte, zugleich eine „emanzipatorische Spur“ freizulegen! So schließt sich hier ein Kreis und erinnert an die religionspädagogischen Anfänge, das Ziel befreiender christusförmiger Erziehung: „Bildung“ nach dem biblischen Ebenbild, als Gottes- bzw. Christus-Bildlichkeit – aber nur „als Selbstbildung“, „durch mich selbst in Freiheit bejaht und gelebt“ (Bildung als Gottesbildlichkeit, S. 197)!

Dass dies alles nicht nur graue Theorie blieb, das bezeugen neben vielem, das ungenannt bleiben muss, einerseits die jahrelangen, gruppenspezifisch-pastoralen Wochenenden mit Studenten, in denen Hans Schilling sich sehr persönlich einbrachte; andererseits belegt es seine Mitarbeit im Münchner „Beratungsdienst für kirchliche Berufe“, der unter Kardinal Döpfner ins Leben gerufen wurde und dessen Kuratorium Schilling

viele Jahre bis zu seinem Tod vorstand. Auch so hat er dem Titel der Festschrift zu seinem 60. Geburtstag entsprochen: „*Den Menschen nachgehen*“ (H. Brosseder / E. Schulz / H. Wahl [Hg.], St. Ottilien 1987). Ihr Untertitel stellt sein Interesse am Menschen und seiner Bedürftigkeit, an seinem zeitlichen Wohl und ewigen Heil noch einmal in den Horizont, den er immer anstrebte: „Offene Seelsorge als Diakonie in der Gesellschaft“.

Das ihm zur Vollendung des 70. Lebensjahres gewidmete Sammelwerk „*Ein sperriges Zeichen. Praktisch-theologische Überlegungen zur Theologie des Kreuzes*“ (München 1997) konnte nach den Worten des Herausgebers, Ludwig Mödl, seines Nachfolgers auf dem Münchner Lehrstuhl, auch manche Erfahrungen der letzten Jahre charakterisieren: körperliche Leiden, aber auch das Leiden an einer Kirche, der Schilling bei aller Skepsis und Enttäuschung, allem Zorn und Sarkasmus, dessen er fähig war, in kritischer Sympathie die Treue hielt. Denn hinter aller Deformation und Verzerrung leuchtete ihm die Vision einer besseren Zukunft auf, von uns nur zu erwarten – „homo imago Dei“ als selige Erfüllung, auch für Hans Schilling selbst.

Für die 17 Jahre als Mitarbeiter an seiner Seite bin ich persönlich dem väterlichen Kollegen und Freund dankbar. Zu Recht hat ihn Ehrenfried Schulz in seiner Trauerrede mit der johanneischen Gestalt des Natanael verglichen: „ein Mann ohne Arglist“ (Joh 1,47) war er, unbestechlich, mit scharfem Blick und klarem Wort, und doch warmherzig und zugewandt. Als solcher bleibt er in der Erinnerung seiner Freunde: ein scheinbar „Unzeitgemäßer“, der dennoch manches mal weitsichtiger und genauer als viele Vertreter unserer Zunft die wirklich wichtigen „Zeichen der Zeit“ (Lk 12,56) zu lesen und treffend zu deuten verstand. RIP!

Udo Fr. Schmälzle

Thesen zum Selbstverständnis einer Praktischen Theologie

1 Zielbestimmung für die Praktische Theologie

Die kirchliche Praxis soll nach Lumen Gentium (Art. 1) „Sakrament, d.h. Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ sein.

Vereinigung des Menschen mit Gott aktualisiert sich in einer freien und von Liebe getragenen Beziehung zwischen Mensch und Gott. Der Ernstfall dieser geglaubten Gottesbeziehung ist die gelebte Liebe zum Nächsten.